

Judith Klein

»Gewissheit einer Berufung«

Simone de Beauvoirs Jugendtagebücher

»Die Lektüre ist erschütternd«, schreibt die Schriftstellerin Danièle Sallenave über die Cahiers de Jeunesse (Jugendtagebücher), die Simone de Beauvoir (1908-1986) von 1926 bis 1930 führte, deren erstes Heft jedoch als verloren gilt. Aus einem philosophischen Blickwinkel lässt sich diese Erschütterung so deuten: Beauvoirs Tagebücher schränken die Gültigkeit der Regel ein, wonach sich lebendige Subjektivität gewöhnlich dem Wissen der anderen entzieht und tot zu sein die Unmöglichkeit einschließt, noch einmal anders zu werden als man war und im Bewusstsein der anderen ist.

Judith Klein

(* 1946) ist Publizistin und Übersetzerin in Osnabrück und Paris.



Im Zittern und Beben der Gegenwart geschrieben, lassen die Tagebücher die unreduzierbare Singularität der jungen Simone de Beauvoir in all ihrer Widersprüchlichkeit hervortreten und modifizieren zugleich unser Wissen über sie. Sallenave, die zum 100. Geburtstag Beauvoirs eine originelle Biografie – Konfrontation und wechselseitige Erhellung der autobiografisch aufschlussreichen Schriften Beauvoirs – veröffentlicht hat, hebt die Fähigkeit der Tagebücher hervor, das Denken, Fühlen und Handeln der jungen Frau, aber auch ihre Freundschaften, Lebensumstände und die Pariser Atmosphäre, so zu verlebendigen, »als hätte sich all dies wie durch ein Wunder dem Zugriff der Zeit entzogen«: »Die Tagebücher offenbaren in all ihrer Frische und Genauigkeit eine Welt, die man verschwunden glaubte.« Sie seien etwas ganz anderes als die *Memoiren*, die sich der Erinnerung, Durcharbeitung und Rekonstruktion verdanken und die Beauvoir selbst unter den Vorbehalt eines »Ich werde nicht alles sagen« gestellt hat.

Selbsterschaffung und Hingabe

Von Anfang an sind die Ziele der Selbsterschaffung, der Selbstverwirklichung und der Hingabe an die anderen Menschen gegenwärtig. In der philosophischen Ethik werden sie oft als Gegensätze aufgefasst, in Beauvoirs Tagebüchern erscheinen sie als die zwei Seiten ein und desselben Glücks: »Durch eine Neigung, einen Instinkt, der dem gleicht, der mich ungeachtet allen Urteilsvermögens zum Schönen hinzieht, fühle ich mich mehr zur Hingabe als zum Egoismus berufen; aber ist dabei sonst nichts im Spiel? Persönlich gesehen doch: insbesondere die Freude an den Menschen ... Es ist für mich eine Notwendigkeit, sie zu lieben und für sie zu arbeiten und zu denken ... Ich habe mein Dasein zweigeteilt; ein Teil ist für die anderen ... Und ein Teil für mich.«

Hier kommt eine Haltung zum Ausdruck, die mit S. de Beauvoirs zeitweiliger Nähe zum sozialen Katholizismus der Nachkriegszeit zu tun hat, wie er sich in den »Équipes sociales« manifestierte, einer Gruppierung, die Studenten und Arbeiter durch kulturelle Aktivitäten zusammenzubringen versuchte, an denen sich die junge Frau eine Zeitlang beteiligte.

Die Tagebücher enthalten anthropologisch höchst interessante Selbstanalysen, die sich zum Teil auf detaillierte Bilanzen (»Zusammenfassung des Jahres« und sogar »Zusammenfassung meines Lebens«)

und auf Vergleiche mit früheren Denk- und Verhaltensweisen stützen. So heißt es im Eintrag vom 5. November 1926: »Ich bin heute allen Menschen gegenüber viel nachsichtiger und habe mehr Mitleid mit ihnen. Früher wich ich stolz vor jedem Fehler zurück ... Heute entschuldige ich nicht nur die Dinge, die mich früher aufbrachten, sondern sympathisiere fast mit ihnen.« Und im Rückblick auf das Jahr 1928/29: »Ich erfahre, was Denken heißt, was ein großer Mensch, was das Universum ist. Ich befreie mich von allen alten Vorurteilen der Religion und der Moral und von falschen Instinkten.«

Eine Befreiung hat stattgefunden: »Geburt des Castors [»Biber«, nach Beauvoir, engl. *Beaver*; von dem Freund René Maheu erfundener Spitzname], der seit so langer Zeit zwischen der intellektuellen Mlle de Beauvoir und der leidenschaftlichen Mlle de Beauvoir schwankte.«

Letztere verherrlichte – auch unter dem Eindruck der Werke von Barrès, Gide, Mauriac – Sinnlichkeit und Inbrunst: »Ich möchte: lieben – jeden Menschen immer mehr und immer mehr Menschen. Ich möchte die Abende auskosten; den Regen und die traurigen Morgen; die Farben und die Düfte ... Die Haltung, die ich für mich wähle, besteht aus Inbrunst, Klarsicht und Glut.« Mehr als zwei Jahre später notiert sie: »Wir sind noch jung und werden nichts auslassen, wir werden den Tisch erst verlassen, wenn wir von allen Speisen gekostet haben.«

Polarität, Pluralität

Das Festbankett währte nie lang. Die Tagebücher zeigen, dass die junge Simone de Beauvoir an einer Art »bipolarer Störung« litt, die sie zwischen Euphorie und Depression, Hoffnung und Verzweiflung, Stolz und Minderwertigkeitsgefühl schwanken ließ. Die Selbstzweifel gingen auch auf ihre imaginär genährte, real immer wieder ent-

täuschte Liebe zu J. Champigneulle, dem Cousin Jacques, zurück, der sie in die Werke der modernen Literatur, aber auch in die Pariser Cafés und Bars eingeführt hatte. Sinnfällig wird diese »Bipolarität« in einem fiktiven Dialog zwischen ihren beiden »Ichs«, dem Ich der »Tränen, Leiden und der Vernichtung« und dem der Liebeszuversicht und Lebensfreude.

Zur »Bipolarität« gesellte sich ein starker Drang zu Vielfalt, Widersprüchlichkeit und Metamorphose, der ausgesprochen moderne Züge trägt. Nach einem Besuch in einem Vergnügungsviertel schreibt sie: »In mir die alberne Seele dieser Frau wiederfinden, denn sie steckt in mir ... In mir die Feigheit eines einsamen weichen Herzens wiederfinden, das sich von niederen Sehnsüchten nähren und in jedem Lächeln eines Mannes die Aufforderung, Sklavin zu sein, suchen würde.«

Die junge S. de Beauvoir nimmt die existenzialistische Überzeugung vorweg, wonach dem Subjekt keine unveränderliche Essenz innewohnt: »Mein Gott! Wie viele widersprüchliche Wesen sind in mir! Oder erfinde ich sie? Der Besuch im Jockey [Bar, J.K.] neulich und die Spaziergänge mit Merleau-Ponty – ist das dieselbe Person? Die schlimmsten Instinkte – Sinnlichkeit, Koketterie, Eitelkeit – nisten in mir wie kleine seltsame Tiere; sie vor mir defilieren zu lassen amüsiert mich manchmal.«

Sartre

Als Beauvoir im Sommer 1929 Sartre näher kennenlernt und sich schließlich mit ihm in einer freien Beziehung verbindet, hat sie bereits einen Lebensentwurf gefunden. Sie hat auch, darauf weist Sylvie Le Bon de Beauvoir in der Einleitung hin, einige Lebensmöglichkeiten bereits imaginär, »virtuell«, durchlebt: z.B. die bürgerliche Existenz an der Seite eines Ehemannes in materieller Sicherheit, mit »Liebe, einigen guten Büchern und einigen schönen Kin-

dern, mit Freunden, denen ich meine Bücher widmen kann und die meinen Kindern Dichten und Denken beibringen«.

Unter dem Eindruck der neuen Liebe werden alte Sehnsüchte wieder wach – und sei es nur für wenige Wochen. Es ist plötzlich, als bestünde die Welt nur noch aus Liebe, als könne man sein Schicksal abwerfen, es in die Hände eines anderen legen, sich fallen lassen und den Kampf aufgeben.

Doch dem folgt die Erkenntnis: »Er beschäftigt mich leidenschaftlich, er allein, und so schmerzlich, weil ich ihn nicht für mich allein haben kann.« Danièle Sallenave kommentiert: »Die Wirklichkeit der Cahiers offenbart einen schwierigeren und für den Castor in vieler Hinsicht schmerzliche-

ren Beginn [der Beziehung zu Sartre]«, als die Memoiren es nahelegen.

Der Schmerz ist so groß, dass sogar Sehnsucht nach einem Kind wach wird, einem Kind, das immer bleiben wird: »Ich, die ich vielleicht niemals Mutter sein werde, sehnte mich nach ihm, in meinem Herzen, in meinem Körper, bis mir die Tränen kamen. Denn dieser Mann neben mir, der so zärtliche Worte sagte, wird fortgehen. Er gehört mir nicht, er kann mir nicht gehören.«

Es ist Sartre, der Beauvoir wieder zur Vernunft bringt, indem er ihr vorwirft, sich allzu sehr »in ihrem Glück einzunisten«: »Er will nicht, dass ich nur lebe, um zu lieben.« Er ist es, der sie zu ihren eigenen Entschlüssen zurückführt – sie vergegenwärtigend und aufwertend –, insbesondere zu ihrem Beschluss, ein schriftstellerisches Werk zu erschaffen: »Es gab immer einen Wunsch nach Stärke, nach Arbeit, nach einem zu erschaffenden Werk in mir, und ich kann ihm nur zustimmen, wenn er mir sagt, ich solle diesen den ersten Rang einräumen.« Sogleich jedoch stellen sich Zweifel ein: »Ich besitze kein Talent! Ich kann nicht! Ich leide.« Und dann doch wieder: »Ich muss versuchen, zu schreiben, es ist meine einzige Chance. Meine einzige Chance, für mich in mir ein Interesse zu wecken. Meine einzige Chance, für ihn nicht nur ein angenehmer Körper zu sein, ein bisschen Anmut, beschwingte Zärtlichkeit, ein kleines liebevolles Tier ... Ich muss die Faulheit besiegen, die sich dieses Jahr in mir breit gemacht hat. Arbeiten. Wie sehr möchte ich ein Werk hervorbringen!« Das sind Echos auf Gewissheiten, die sie schon einmal gewonnen hatte: »Gewissheit einer Berufung – nicht mehr wie ein Ruf, dem man unter Schmerzen folgt, sondern wie ein Vorschreiten mit vollen Händen, als ein weises Verschwenden eines sehr kostbaren Gutes.«

Simone de Beauvoir: Cahiers de Jeunesse. 1926-1930 (Texte établi, édité et présenté par Sylvie Le Bon de Beauvoir). Gallimard, Paris 2008; 851 S., € 29,00.